

# Feuilleton

## Die Zeit selbst wandelt sich

2000 Jahre nach Christi Geburt

VON WALTER SCHMITHALS

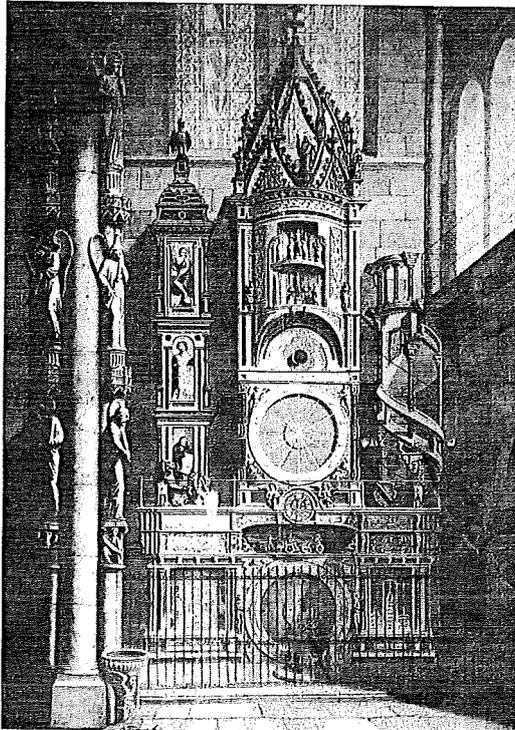
Vor Jahresfrist hat man mit viel Reden, Sekt und Feuerwerk den Beginn des schönen runden Jahres 2000, von dem wir nur ungerne Abschied nehmen, in einer Weise gefeiert, als bräche mit ihm das dritte Jahrtausend nach Christi Geburt an. Dabei wissen wir, dass dieses auffällige Jahr 2000 nach Christi Geburt doch nur das letzte des zu Ende gehenden Millenniums ist. Das erste Jahr des neuen Jahrtausends muss erst noch anfangen, und wir erwarten das neue Jahr verwundert darüber, wie schnell und gewöhnlich dies ungewöhnliche Jahr 2000 im Fluge der Zeiten dahingefahren ist.

Aber die Zeit zeigt sich von unserer Zeitrechnung unbeeindruckt und weiß nichts davon, wie unsere Uhren gehen und wie wir die Jahre zählen. Aber da unsere Zeitrechnung uns in diesen Tagen einen so ungewöhnlichen Wechsel der Zeiten anzeigt, ist es angemessen, nach dem Ursprung und dem Sinn einer Zeitrechnung zu fragen, in der wir die Jahre „nach Christi Geburt“ zählen; denn nur im Hinblick auf das weihnachtliche „nach Christi Geburt“ beginnt mit dem kommenden Jahresanfang ja ein neues Jahrtausend.

Dabei haben wir zu bedenken, dass es sich bei der weihnachtlichen Zählung der Jahre vor und nach Christi Geburt, obschon sie sich weltweit und im Wesentlichen auch interkulturell durchgesetzt hat – ein frühes Zeichen der Globalisierung –, nur um eine von zahlreichen Zeitberechnungen handelt.

In den meisten Kulturen hat man die Zeitrechnung an dem für den Lebensrhythmus, für Saat und Ernte, für Licht und Dunkelheit entscheidenden Sonnenjahr orientiert, und man zählt die Jahre in der Regel nach der Regierungszeit der Könige oder hoher Regenten. So heißt es in der Weihnachtsgeschichte, dass das Gebot von Kaiser Augustus zu der Zeit ausging, „als Quirinius Statthalter in Syrien war“ (Lk 2,2). Die Jahre wurden also auf die nahe Zeit und auf das eigene Land bezogen. Nur beiläufig konnte man die Jahre auch in einem größeren Rahmen miteinander verbinden; dann zählten die Römer von der sagenhaften Gründung ihrer Stadt an (ab urbe condita; 753 v. Chr.), die Griechen nach den Olympiaden (776 v. Chr. beginnend), die Seleukiden von ihrer Staatsgründung (312 v. Chr.) und die Byzantiner von der auf das Jahr 508 v. Chr. berechneten Welterschöpfung an.

Aber die fortlaufende Zählung stand nicht im Vordergrund; man verließ ihr keine tiefere Bedeutung. Wesentlich blieb die Datierung nach dem nahen Herrschaftsantritt. Man kannte keine „weltgeschichtlichen Betrachtungen“ wie Jacob Burckhardt, und jeder Geschichtsphilosophie stand



Zur Ehre Gottes, des Herren der Zeit: Die astronomische Uhr im Straßburger Münster, 16. Jahrhundert.

man fern; der Blick in die Geschichte diene, da nichts Neues unter der Sonne geschieht – die Antike stellte sich den Zeitlauf gern als Kreislauf vor, in dem sich von Umlauf zu Umlauf alles wiederholt – zur moralischen Belehrung der gegenwärtigen Generation und ihrer führenden Kräfte.

Es war Augustin, der dem Abendland den Weg zu einem anderen Zeitdenken öffnete. Als die Westgoten unter Alarich im Jahre 410 Rom eroberten und plünderten, wurde der Erdkreis in seinen Grundfesten erschüttert und die Menschen in panischen Schrecken versetzt. Die Christen bestürmten Augustin, den führenden Theologen der lateinischen Christenheit, das unfassbare Geschehen zu deuten. Er tat dies in den 24 Büchern seines Hauptwerkes *de civitate Dei* (Der Gottesstaat). Augustin lenkte den Blick von dem einzelnen erschreckenden Ereignis, der Eroberung Roms im 15. Jahre des Kaisers Honorius, ab und weitete ihn auf die Weltgeschichte aus, indem er der hochmütigen Größe Roms die Demut Christi gegenüberstellte.

Die Menschheitsgeschichte sei

nämlich seit Adams Fall vom Widerstreit zwischen Hochmut und Demut, Selbstliebe und Gottesliebe, Babylon und Jerusalem, *civitas terrena* und *civitas coelestis* durchzogen. Die Zeit drehe sich nicht,

**Augustin lenkte den Blick von dem einzelnen erschreckenden Ereignis ab und weitete ihn auf die Weltgeschichte aus.**

sich ständig wiederholend, im Kreise, sondern strebe einem Ziel zu, und mit Christus, der alle Völker zur Umkehr ruft, trete dies Ziel siegreich vor aller Augen. Damit war die Möglichkeit eröffnet, eine Weltära zu berechnen, die mit Jesus Christus beginnt.

Der Urheber dieser Zeitrechnung ist der gelehrte Mönch Dionysius Exiguus, der etwa 100 Jahre nach Augustin in Rom lebte. Im Jahre 525 gab er eine Tafel mit den Osterterminen heraus, und dazu benötigte er eine fortlaufende Jahreszählung.

Man rechnete in jener Zeit in der Regel nach der Diokletianischen Ära, die mit dem Regierungsantritt Kaiser Diokletians im Jahre 284 begann. Nun war Diokletian der brutalste Christenverfolger gewesen, und deshalb war es konsequent, wenn Dionysius sehr bewusst von dieser Ära Abschied nahm und die christliche Ära begründete. Wenn er sie mit

der Geburt Jesu beginnen ließ, möchte das damit zusammenhängen, dass man in Rom, wo er wirkte, seit dem 4. Jahrhundert am 25. Dezember das Weihnachtsfest feierte. Er berechnete das Datum von Jesu Geburt auf das Jahr 754 nach der Gründung Roms, was bekanntlich zu der später bemerkten Unstimmigkeit führt, das Herodes, zu dessen Lebzeiten die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem gezogen sein sollen, im Jahre 4 v. Chr. gestorben ist. Aber da wir über Tag und Jahr der Geburt Jesu ohnedies keine historischen Nachrichten haben, könnten auch wir keine bessere Datierung vornehmen.

Der Jahresanfang in der christlichen Ära des Dionysius wurde indessen von Anfang an nicht einheitlich festgelegt. Es lag zwar nahe, das Jahr *post Christum natum* mit dem 25. Dezember beginnen zu lassen, und dieser Jahresanfang war denn auch seit der Zeit Karls des Großen im Abendland weit verbreitet. Die kaiserliche Kanzlei verwendet dieses Datum stets, und auch Luthers bekanntestes Weihnachtslied endet mit dem Vers: „Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron, / der uns schenkt seinen ein'gen Sohn, / Des freut sich der Engel Schar / und singet uns solch neues Jahr.“

Dieser Jahresbeginn mit dem Weihnachtsfest konkurrierte freilich mit manchen anderen Datierungen, nicht zuletzt mit dem 1. Januar, den Cäsar im Rahmen seiner Kalenderreform („Julianische Reform“) als Jahresbeginn festgelegt hatte, und dieses Datum behielt seine Bedeutung im bürgerlichen Leben des Mittelalters bei, um mit Beginn der Neuzeit auf dem Weg über die gedruckten Kalender den Weihnachtstag wie auch andere Datierungen weitgehend zu verdrängen, so dass seitdem das christliche Jahr allgemein einen vorchristlichen Jahresanfang hat.

Dionysius nannte die fortlaufenden Jahre in der ersten Spalte seiner Ostertafel „Die Jahre unseres Herrn Jesus Christus“. Damit traten die Namen der Kaiser, Konsuln, Päpste, Bischöfe und so weiter, die im ganzen Mittelalter weiterhin zur Datierung der Urkunden verwandt wurden, in den Schatten der Jahre „nach Christi Geburt“. Wenn man später diese Jahre „nach der Menschwerdung“ als die „Jahre des Heils“ oder die „Jahre der Gnade“ oder ähnlich bezeichnete, gab man der Überzeugung Ausdruck, dass es bei dieser Zeitrechnung des Dionysius um mehr geht als um bloße Chronologie.

Wo in der Gegenwart das „nach Christus“ durch ein „nach der Zeitwende“ ersetzt wird, ist demgegenüber meist eine Entchristlichung beabsichtigt. Diese Redeweise ist freilich Ausdruck einer unfreiwilligen Ironie. Das „nach

Fortsetzung auf Seite 12

# Feuilleton

## Höchste Zeit für Hochzeit

Ronald Hynd choreografiert „Coppélia“ in der Deutschen Oper

VON MICHAELA SCHLAGENWERTH

Die Zeit selbst wandelt sich  
Fortsetzung von Seite 11

Christus“ ist ja zunächst nur ein chronologisches Datum; das „nach der Zeitwende“ bringt dagegen ungewollt zum Ausdruck, was dieses Datum theologisch bedeutet. Denn eine „Wende der Zeit“ führt die Erscheinung Jesu Christi nur im Urteil des Glaubens herbei, während es für das säkularisierte Denken keine Zeitwende, sondern nur die ziellose Abfolge der Jahre geben kann.

Zum Verständnis der weihnachtlichen „Zeitwende“ bedenken wir einen urchristlichen Lehrsatz, den der Apostel Paulus der Tradition entnimmt und in seinem Brief an die Galater verwendet: „Als die Fülle der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau, damit wir die Kindschaft empfangen.“ (Gal 4,4).

Die Botschaft dieses Satzes wird von den Weihnachtsliedern in vielfältigen Variationen poetisch und theologisch aufgenommen. Sehr tief Sinnig schon von Luther: „Den aller Weltkreis nie beschloss, der liegt in Marien Schoß; er ist ein Kindlein worden klein, der alle Dinge erhält allein“ (Martin Luther, 1524).

Dem folgen viele andere Dichter wie zum Beispiel Paul Gerhardt:

„Gott wird Mensch, dir, Mensch, zugute; Gottes Kind, das verbindet, sich mit unserm Blute“ oder Johann Olearius: „Du bist arm und machst zugleich uns an Leib und Seele reich.“ Und noch in unserem Jahrhundert dichtet Jochen Klepper: „Dem alle Engel dienen, wird nun ein Kind und Knecht.“

Diese ebenso einfache wie umfassende Botschaft sagt den Menschen mit der Engelbotschaft auf dem Hirtenfeld: „Fürchtet euch nicht“ – in Fleisch und Blut, in Armut und Schwachheit, in Schuld und Tod, in Schrecken und Sinnlosigkeit. Dort, wo ihr wirklich seid, ist Gott mit euch. Eure Höhe ist in eurer Niedrigkeit, reich seid ihr nur in eurer Armut, und nur wo ihr nichts habt, habt ihr alles. Diese weihnachtliche Botschaft ruft den Menschen zur Ehrlichkeit, wenn er auf sich blickt, und zugleich zu dem Glauben, von sich wegzublicken zu dürfen.

Diese Botschaft wurde nicht erst mit der Einführung der christlichen Ära, sondern schon im Urchristentum als Zeitwende erfahren, denn es heißt ja: „Als die Fülle der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau, damit wir die Kindschaft empfangen.“ Dies „Als die Fülle der Zeit gekommen war“ meint nämlich nicht: „Als es an der Zeit war“, „Als es so weit war“. Die Rede von der „Fülle der Zeit“ reflektiert vielmehr ein eigenartiges, nämlich das apokalyptische Zeitverständnis, wie es vor allem in bestimmten jüdischen Kreisen um Jesu Geburt verbreitet war.

In der Apokalypik stehen sich zwei Äonen gegenüber. Der alte Äon ist der Äon der Gottesferne und Verwerbnis, des Elends und der Schuld, eben der Äon der Zeit. Ist die Zeit erfüllt, also voll geworden, findet der alte Äon und die Zeit ihr Ende, und

es beginnt, jenseits der Zeit, der neue Äon der Gottesherrschaft und des Heils, der Äon der Gotteskindschaft: „damit wir die Kindschaft empfangen“. Mit der Überzeugung, dass die Zeit des alten Äons abgelaufen ist („Als die Zeit erfüllt war“), urteilt das Urchristentum in der Apokalypik. Zugleich aber deutet es das Ende der Zeit, den Anbruch des neuen Äons der Gotteskindschaft, durchaus unapokalyptisch als Zeitwende, als Wende, als Wandlung der Zeit selbst, als Beginn einer neuen, einer anderen Zeit.

Die Zeit der Apokalypik war eine lineare, eine fortlaufende, eine nach ihrer Länge oder Dauer messbare Zeit, so wie unsere Jahre und Jahrtausende messbar sind. Sie konnte „voll“ werden; man konnte ihr Ende nahebeischnen. Die Griechen nannten diese Zeit Chronos.

Daneben gibt es aber auch die Zeit als Kairos. Der Kairos ist nicht messbar, aber man kann ihn verfehlen. Er ist flüchtig, aber er ist unmittelbar zur Ewigkeit. Der Kairos ist weder Zeitraum noch Zeitpunkt. Der Kairos ist „Zeit für ...“, und insofern ist er nie Vergangenheit oder Zukunft, sondern stets Gegenwart.

In einer „klassischen“ Weise wird er in der Bibel von Kohelet, dem „Prediger Salomo“, vorgestellt: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Geboren werden und sterben; pflanzen und ausröten, was gepflanzt ist; würgen und heilen; brechen ab; bauen; weinen und lachen; klagen und tanzen; ... Streit und Friede hat seine Zeit.“ (Pred 3)

Die „Zeitwende“ angesichts der „Fülle der Zeit“ versteht die christliche Botschaft als Wende vom Chronos zu einem spezifischen Kairos, eben zum Kairos „nach Christi Geburt“, zur christlichen Zeit. Die Geburt Jesu Christi wird dann nicht als ein chronologisches Ereignis angesehen, eingebunden in die Kette der Zeit und in der Erinnerung begegnend, die sich dem Vergangenen zuwendet, sondern sie führt die „Zeitwende“ herbei. Sie bleibt darum stets gegenwärtig und qualifiziert jeden einzelnen Kairos als ein unwiderstehliches „Heute“ der Gotteskindschaft.

Im Rahmen eines in solcher Weise qualifizierten Verständnisses der jeweiligen Gegenwart sagt der Apostel Paulus: „Siehe, jetzt ist die willkommene Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des-Heils“ (2 Kor 6,2); und „Kauft die Zeit aus“ (Kol 4,5). Und der Verfasser des Hebräerbriefes schreibt: „Ermahnt euch selbst alle Tage, solange es „Heute“ heißt“ (Hebr 3,13).

In diesem Sinne gilt dann auch: „Des freuet sich der Engel Schar und singet uns solch neues Jahr“ mit seinem jeden Kairos bestimmenden „Fürchtet euch nicht“, das dem Menschen erlaubt, in aller Gelassenheit und Getrostheit zu leben, statt sich vor des Lebens Dunkelheiten zu fürchten und vor lauter Suche nach dem Leben das Leben selbst zu verlieren.

In eine amüsante und gut gelaunte Ballettkomödie haben der Komponist Léo Delibes und Charles Nutter den „Sandmann“ von E.T.A. Hoffmann verwandelt. 1870 fand die Uraufführung in Paris statt, seitdem ist „Coppélia“ fester Bestandteil der Ballettspielpläne.

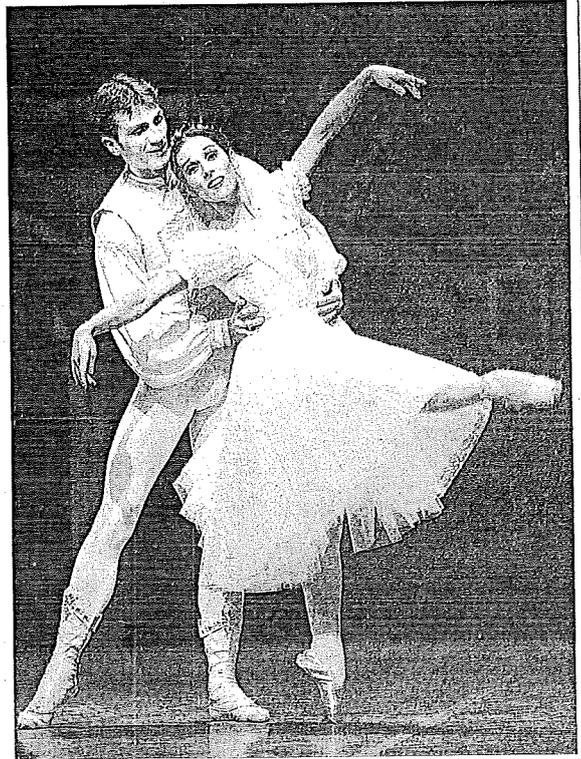
Anstelle des bösen, bedrohlichen Coppélius – später von Sigmund Freud als Inbegriff aller verdeckt-verdrängten Ängste, die ein Sohn nur irgend vor seinem Vater haben kann, interpretiert – beherrscht die Verlobte Swanilda das Stück. Sie hat ihre Pirouetten ebenso fest im Griff wie ihren Verlobten Franz und den verknatterten Doktor Coppélius samt seiner Puppenerfindungen. Vom ersten bis zum letzten Aufzug dreht sich das Geschehen nur um sie. Sie entdeckt, wie ihr Verlobter Franz der Coppélius-Puppe Coppélia schöne Augen macht, bevor es dieser selbst überhaupt recht weiß. Sie findet heraus, dass Coppélia kein Mensch, sondern eine von vielen Automaten ist, die das Labor von Coppélius bevölkern. Sie spielt diesem einen Streich, rettet ihren Verlobten und dann ist natürlich allerhöchste Zeit für die Hochzeit.

### Reinstes Zuckerwerk

„Coppélia“ ist eine Klamotte, aus der sich allerhand Funken schlagen lassen. Das märchenhafte, mit Grusical-Elementen spielende Szenario setzt der Lust am Slapstick keine Grenzen. Es liegt sozusagen alles in der Hand des zuständigen Choreografen, im Falle der Deutschen Oper in der des Briten Ronald Hynd.

Ronald Hynd ist bekannt als Produzent gediegen-altbackener Unterhaltung. An der Deutschen Oper hat er die Zuschauer schon mit seiner „Fledermaus“-Adaption „Rosalinde“ beglückt, und auch seiner „Coppélia“, die dann und wann eher unabsichtlich in den Trash hinüberschwappt, ist die deutliche Absicht anzumerken, dass sie beglücken und nichts als beglücken will. Reinstes Zuckerwerk, mit vielen bunten Kostümen und einem lustigen Bühnenbild von Roberta Guidi di Bagno.

Und doch ist diese „Coppélia“ nicht nur bieder-unterhaltsam, sondern zugleich zutiefst anrührend geworden. Denn hier kämpft nicht nur eine auf dreißig Tänzer klein geschrumpfte, sondern auch völlig ausgeblutete Compagnie um ihre Zuschauer. Die Deutsche Oper hat viele wichtige Solisten verloren. Der einzige verbliebene, Raimondo Rebeck, hat sich auch noch bei der Generalprobe verletzt. Er trat trotzdem auf. An diesem Abend stand vom Ballettmeister bis zur Produktionsleiterin alles auf der Bühne, und eine Zweitbesetzung gibt es nicht. Die Rolle der Swanilda tanzt die eigentlich über diese Rolle schon hinausgewachsene Christine Camillo, die dienstälteste Solistin der Deutschen Oper. Mit einem weitgehend auf einfache Hefebefugnisse sich reduzierenden mühsenden Partner wirft sie sich sozusagen to-



REGINE WILL

Christine Camillo (Swanilda) und Raimondo Rebeck (Franz) in „Coppélia“.

### Coppélia

Handlungsballett von Léo Delibes und Charles Nutter

Choreografie und Inszenierung: Ronald Hynd. Einstudierung: Lyn Vella-Gatt. Bühne und Kostüme: Roberta Guidi di Bagno.

Darsteller: Christina Camillo, Sandy Delasalle, Jane Margret Kesby, Raimondo Rebeck, Tomas Karlborg sowie Solisten und Ensemble des Balletts der Deutschen Oper Berlin.

Nächste Vorstellungen: 26., 29. Dezember, 2. Januar, 2., 16. Februar, Deutsche Oper

Weitere Informationen im Internet unter [www.deutscheoperberlin.de](http://www.deutscheoperberlin.de)

desmutig in das Geschehen. Ihre Swanilda hat Witz und Kraft, vom ersten Auftritt an scheint Camillo entschlossen, diesen Abend in einen Sieg zu verwandeln, und das tut sie dann auch. „Coppélia“, das ist an der Deutschen Oper ein Sieg des Theaters über alle widrigen Umstände. Was auch immer man gegen die Ballettdirektorin Sylviane Bayard sagen mag und so wenig man auch nach dieser Premiere ihr ein anspruchsvolles Ballettprogramm zutraut – sie hat es geschafft, die gesamte Compagnie für einen solchen Kraftakt zu motivieren.

Und doch muss man sich erinnern dürfen: Im vergangenen Jahr,

ungefähr zur gleichen Zeit, hatte an der Deutschen Oper Youri Vámos ungleich stärkeres Ballett „Romeo und Julia“ Premiere. Margaret Illmann feierte ihren ersten Triumph. Es folgte Angelijn Preljocaj's „Le parc“ und für den Dezember war eine Uraufführung von Lin Hwai-min angesetzt gewesen. Die Vorstellungen waren ausverkauft, das Ballett der Deutschen Oper befand sich im Aufschwung und schien nicht aufzuhalten. Die Produktion von Lin Hwai-min wurde von Sylviane Bayard verhindert, weil sie glaubte, dass sich mit solch anspruchsvoller Kunst das Haus nicht füllen ließe. Durch verzögerte Entscheidungen, Intrigen und Interessensgerangel wurde die Compagnie zerrieben und kämpft mit einer billigen Klamotte ums Überleben.

### Kurze Rede

Im Anschluss an die Premiere hat der Kommissarische Intendant André Schmitz eine wunderbare, rührende Rede gehalten und es sprach auch kurz Kultursenator Christoph Stölz, der erstmals bei einer Ballettpremiere gesichtet wurde: Dass Schmitz seine Aufgabe großartig mache und dass die Bezeichnung „Kommissarischer Intendant“ für diese Leistung gar nicht angemessen sei. Eine Äußerung, die nach den Vorgängen um Fabio Luisi und der damit verbundenen Missachtung des designierten Intendanten Udo Zimmermann Anlass zu Spekulationen gab.

LESERREISEN 2001

Die Küste der Algarve und Lissabon

inklusive Ausflüge z

Buchung